

Der gottenfrohe Justizdirektor

Autor(en): **Müller-Marzohl, Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **49 (1993)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der gottenfrohe Justizdirektor

Von Dr. Alfons Müller-Marzohl

Manchmal bleibt man an einem Wort hängen. So als jüngst der «Tagi» schrieb: «Zürichs Justizdirektor ist gottenfroh über das Urteil.»

Man fragt sich: Warum ist er – als Mann! – nicht eher «göttifroh»? Wie froh ist denn eigentlich eine Gotte? Ist sie in jedem Fall froher als der Götti? Grübelt man weiter, gerät man auf das immer spannende Feld der Wortforschung.

Sprachlich: Das etwa 1000 Jahre alte Wort Gotte ist eine Kurzform von «Gottmutter» = geistliche Mutter. Götti, das Gegenstück, bezeichnete nicht überall bloß den Taufzeugen, sondern auch den Taufenden selbst, weshalb in einigen Gegenden der Pfarrer auch als «Herr Götti» angesprochen wurde.

Volkskundlich wurde der Götti zum «Lebenshelfer»: Wohl dem, der einen guten Götti hat! Die Gotte aber war vielerorts der eigentliche Mittelpunkt des Tauftages – wichtiger als der Täufling selbst. Sie machte sich schön und trug in manchen Gebieten auch eine Art Brautkranz oder andern Schmuck: Die Taufe war der Ehrentag der «hübschen Gotte». Heute noch wird sie ja mancherorts mit der Anrede «hübsche Gotte» begrüßt und geneckt.

Natürlich wurden ihr da und dort auch besondere Kräfte zugeschrieben: So hieß es etwa, sie solle den Täufling vor der Kirche küssen, damit er Grübchen im Kinn bekomme. Weniger Ansehen hingegen genoß die Stellvertreterin der verhinderten Gotte: Man bezeichnete sie respektlos als «Freßgotte».

Und *kirchlich*: Taufzeugen sind seit dem 2. Jahrhundert erwähnt und seit dem 5. üblich. Daß die Gotte mit der Zeit den Götti überstrahlen konnte, ist an sich, wie jedermann leicht feststellen mag, naturgegeben, aber im kirchlichen Raum doch erwähnenswert: Da die Frauen laut wörtlicher Bibelauslegung in der Kirche zu schweigen hatten, eroberten

sie sich als bescheidenen Ausgleich die Taufkapelle, wo sie ihre Pracht voll entfalten konnten. Grund genug für die Gotte, dort sehr froh zu sein, froher als der prachtlose Götti.

Aber das ist wohl vorbei. Die Gotte von heute zeigt sich ja gelegentlich in geflickten Jeans und ungekämmt und macht nicht immer einen besonders frohen Eindruck. Doch die Sprache hat ein langes Gedächtnis: Plötzlich wird uns auch in ferner Zeit ein «gottenfroher Mensch» an die frohen und schön geschmückten Gotten von einst erinnern. Vielleicht auch dann noch, wenn wir das Bild glückstrahlender, gottenfroher Frauen nur noch von Gold-Preisverleihungen her kennen, bei denen vor glücklicher Rührung kein Auge trocken bleibt.

Nun aber nochmals zum Zürcher Justizdirektor: Wir wissen jetzt, wie froh er angesichts des Urteils war: froher als nur ein Götti, ganz einfach gottenfroh.

«Alles in bester Unordnung»

Zu den sprichwörtlichen Aphorismen von Žarko Petan

Von Prof. Dr. Wolfgang Mieder

Es ist gewiß nicht leicht, heutzutage als Schriftsteller in Slowenien tätig zu sein. Wenige Menschen beherrschen die slowenische Sprache, und die Kommunikation in dem vom Krieg zerstörten und von sozialpolitischen und ökonomischen Umwälzungen heimgesuchten Jugoslawien ist fast unmöglich geworden. Und doch gibt es in der Hauptstadt Laibach (Ljubljana) eine satirische und moralische Stimme, die mit aphoristischer Prägnanz diese gesellschaftlichen Veränderungen seit den siebziger Jahren bis heute aufgezeichnet hat. Es handelt sich um den Slowenen Žarko Petan (geb. 1929), der sich als Schriftsteller und Theaterregisseur auch in den deutschsprachigen Ländern einen Namen gemacht hat. Zwar schreibt er in seiner südslawischen Minderheitssprache, aber er beherrscht doch mehrere europäische Sprachen (darunter ausgezeichnet Deutsch), so daß er durchaus zu einem Sprachrohr für sein kleines Land geworden ist.

Von Žarko Petan sind vor allem vier Aphorismenbände bekannt geworden, die in deutscher Übersetzung im Grazer Styria-Verlag erschienen sind. Schon die Titel *Mit leerem Kopf nickt es sich leichter* (1979), *Himmel in Quadraten* (1981), *Vor uns die Sintflut* (1983) und *Viele Herren von heute waren gestern noch Genossen* (1990) lassen erkennen, daß es sich hier um einen scharfzüngigen Satiriker und Moralisten handelt, der es nicht erst nach dem Abbruch des Eisernen Vorhangs gewagt